

„Ich arbeite mit dem, was übrig bleibt“ – ein Interview über Snippet Painting, Wahrnehmung und Mut

Reina, was passiert innerlich, bevor du überhaupt ein einziges Papiersnippet in die Hand nimmst?

Bevor ich arbeite, passiert sehr viel – und gleichzeitig nichts Konkretes. Es ist eher ein Zustand von Offenheit. Ich sammle Eindrücke, ohne sie sofort bewerten zu wollen. Farben, Licht, Strukturen lagern sich ab. Wenn ich dann beginne, ist es kein Plan, sondern ein innerer Druck: *Jetzt muss etwas raus*.

Das eigentliche Arbeiten ist dann fast meditativ. Ich entscheide nicht rational, welches Stück Papier wohin gehört – ich spüre es.

Deine Technik wirkt entschleunigt in einer sehr schnellen Welt. Ist Snippet Painting auch eine Haltung?

Absolut. Snippet Painting ist für mich eine **Gegenbewegung zur Überforderung**. Wir konsumieren Bilder im Sekundentakt, wischen weiter, vergessen sofort. Meine Arbeiten verlangen Zeit – von mir und von den Betrachtenden.

Jedes einzelne Snippet wurde bewusst gewählt, gerissen, platziert. Diese Langsamkeit ist kein nostalgisches Statement, sondern eine Notwendigkeit. Ich möchte Bilder schaffen, die bleiben.

Du arbeitest mit Material, das eigentlich schon eine Geschichte hat. Was reizt dich daran?

Papier trägt Erinnerung. Magazine sind Momentaufnahmen unserer Zeit – Trends, Versprechen, Oberflächen. Mich interessiert, was passiert, wenn ich diese ursprüngliche Bedeutung auflöse und neu zusammensetze.

Ich nehme etwas Vorgefundenes und gebe ihm eine andere Würde. Aus Wegwerfmaterial entsteht etwas Dauerhaftes. Das hat auch etwas sehr Tröstliches.

Viele Künstler:innen suchen jahrelang nach „ihrem Stil“. Wie würdest du deinen heutigen Ausdruck beschreiben?

Ich würde sagen: **reduziert, verdichtet, aufmerksam**.

Meine Bilder sind nicht laut, aber sie behaupten sich. Sie erzählen nichts Konkretes und lassen trotzdem viel Raum. Stil ist für mich nichts, was man erfindet – er entsteht, wenn man aufhört, sich zu verbiegen.

Welche Rolle spielen Orte in deiner Arbeit?

Eine große. Ich reagiere stark auf Landschaften, Stadträume, Übergänge. Besonders interessieren mich Zwischenzustände: Stadtränder, Überlandstraßen, Orte ohne klare Funktion.

Daraus speist sich auch meine Ausstellung „überland“. Es geht um Bewegung, um Dazwischen-Sein, um das, was man oft übersieht.

Dein beruflicher Weg war alles andere als geradlinig. Hat das deine Kunst beeinflusst?

Sehr. Ich habe viele Systeme von innen kennengelernt – Medizin, Universität, Agenturwelt. Das hat meinen Blick geschärft für Strukturen, Erwartungen und Zwänge.

Heute weiß ich: Diese Erfahrungen haben mich nicht von der Kunst weggeführt, sondern zu ihr hin. Ich arbeite jetzt freier, aber auch bewusster.

Gibt es Künstler:innen oder Ausstellungen, die dich aktuell beschäftigen?

Mich interessieren weniger einzelne Namen als körperliche Erfahrungen im Raum. Die Ausstellung von Antony Gormley im Lehmbruck-Museum hat mich zuletzt sehr berührt, weil sie Wahrnehmung und Körperlichkeit radikal zusammendenkt. Solche Begegnungen wirken lange nach – nicht visuell, sondern emotional.

Was bedeutet es für dich, jetzt mit deinen Arbeiten sichtbar zu werden?

Es ist ein mutiger Schritt, aber ein notwendiger. Sichtbarkeit bedeutet auch Verletzlichkeit. Ich zeige Arbeiten, die keinem Briefing folgen, keinem Markttrend. Dass bereits erste Galerien Interesse zeigen, fühlt sich wie eine Bestätigung an – aber wichtiger ist: Ich bin bereit.

Zum Schluss: Woran arbeitest du gerade – innerlich wie künstlerisch?

Ich arbeite daran, mir selbst weiter zu vertrauen. Weniger zu kontrollieren, mehr zuzulassen. Künstlerisch heißt das: größer denken, weiter gehen, neue Formate ausprobieren. Snippet Painting ist mein Fundament – aber es bleibt in Bewegung.